

Utta Danella

Der Sommer des glücklichen Narren

Roman



Das ist eine Einleitung

»Na ja«, sagt Florian und blickt mit dem kühlen Blick des Weltmanns in die Runde, »so was is Geschmacksache. Ihr steht eben auf so was.« Immerhin hat er sich die Haare schneiden lassen zur Feier des Tages und das neue blaue Samtjackett angezogen, das er bisher als »zu affig« abgelehnt hat.

Sein Bruder Sebastian, zwei Jahre jünger, was bedeutet, dass er zwölf ist, lässt sich leichter beeindrucken. Außerdem widerspricht er seinem Bruder, wann immer es möglich ist. Darum erklärt er: »Ich find's echt klasse. Schnieker Laden.« So weit die Jugend. Meine Tochter Lix, weit gereist und welterfahren, Fernsehreporterin, lächelt mir zu. Für sie ist es eine Selbstverständlichkeit, in einem Luxusrestaurant zu speisen, sie hat die Sicherheit der erfolgreichen jungen Frau von heute. Obendrein hat sie seit einiger Zeit auch einen Ehemann, Dr. phil., Richard mit Namen, von ihr Ricky genannt. Ich kann ihn ganz gut leiden, nachdem ich mich an ihn gewöhnt habe. Man muss sich ja überhaupt erst mal an die Tatsache gewöhnen, Schwiegervater zu sein. Soweit ich es beurteilen kann, kommen die zwei gut miteinander aus. So direkt erfährt man ja von jungen Leuten nicht viel. »Wie ist denn das nun so«, habe ich Lix kürzlich mal gefragt, »mit euch beiden? Seid ihr glücklich? Ist er der Richtige?«

»Gott, Paps, du stellst Fragen! Der Richtige – aus welcher Gartenlaube hast du das denn?«

Es war mir sehr peinlich. »Ich meine ja nur. Geht mich ja nichts an.«

Lix lächelte verzeihend. »Ricky ist okay«, sagte sie dann gelassen. »Man wird sehen, wie er sich so macht mit der Zeit. Sonst wird er ausgetauscht.«

Emanzipation, nicht wahr? Man weiß Bescheid, auch wenn man schon so ein alter Trottel ist wie ich. Bei mir musste es immer Liebe sein.

Sie braucht nicht unbedingt einen Mann. Geld verdient sie selber. Abwechslung hat sie auch ohne ihn, und Männer hat es in ihrem Leben auch immer gegeben. Einzelheiten darüber weiß ich nicht. Ich werde mich hüten und allzu oft dumme Fragen stellen. Ich bin nur der Vater.

Jetzt hat sie also mal geheiratet, und Ricky ist okay. Man wird sehen, was daraus wird.

Mir gegenüber sitzt Rosalind.

Vielleicht sollte ich aber erst einmal berichten, wo wir eigentlich sitzen und wie es zu diesem Auftrieb kommt. Wir sind beim Humplmayr.

Für den Fall, ein Mensch ist aus München, muss man nun weiter nichts erklären. Für den Fall, ein Mensch hat das Pech, nicht aus München zu sein, sei ihm mitgeteilt, dass Humplmayr eins der feinsten Restaurants von München ist. Ein Nobelrestaurant, wie man heute sagt.

Und noch dazu eins, das es schon immer gibt. Das ist das Seltene daran. Denn wir haben natürlich in München eine ganze Menge guter, bester und auch teurer Lokale, gelegentlich kommt ein neues dazu, dann wieder verschwindet eins, irgendeins ist immer besonders »in«, da will dann unbedingt jeder dort essen, und man muss tagelang vorher einen Tisch bestellen. Manchmal ist das nur ein kurzer modischer Höhepunkt, und das Restaurant ist genauso plötzlich, wie es »in« wurde, wieder »out«.

Humplmayr, wie gesagt, hat es immer gegeben und gibt es noch. Ich, der ich ein echter Münchner bin, was eine ziemlich seltene Spezies Mensch geworden ist, weiß, dass es den Humplmayr schon gegeben hat, als ich ein kleiner Bub war. Gegessen haben wir natürlich dort nie, wir waren einfache Bürger und kamen gar nicht auf die Idee, in ein so feines Restaurant zu gehen. Als ich erwachsen war, kam ich auch nicht auf die Idee, ganz einfach darum, weil ich das Geld dazu nicht hatte.

Wer auf solche Ideen kam, war Rosalind. Zwar ist sie auch nicht in einer Millionärsfamilie groß geworden, aber bei ihr ist das eben so. Sie war immer süchtig nach Luxus. Nach jeder Art von Luxus.

Als wir jung verheiratet waren, hatten wir gar kein Geld. Nachkriegszeit und so. Die Zeiten wurden besser und besser, die Zeiten wurden großartig, das Wirtschaftswunder brach über uns herein und bescherte uns ein Schlaraffenland ohnegleichen, wie es das nie zuvor in diesem Land gegeben hat und vielleicht auch nie wieder geben wird.

Bloß, ich, Depp, der ich bin, nahm am Wirtschaftswunder nicht teil. Wieso und warum, werde ich später noch erklären.

Jedes Mal aber, wenn uns der Weg über den Maximiliansplatz führte, blieb Rosalind vor der vornehmen Humplmayr-Holztür stehen und seufzte sehnsüchtig: »Hierher möchte ich für mein Leben gern mal essen gehen.«

Was macht ein Mann, der eine Frau so liebt, wie ich Rosalind liebte, und zudem noch ständig ein schlechtes Gewissen hat, weil er einer so bildhübschen Frau fast keinen ihrer Wünsche erfüllen kann? Er überlegt, rechnet, spart und sagt eines Tages: »Weißt du was, Liebling? Heute Abend gehen wir mal zum Abendessen zu Humplmayr.«

Ein Jubelschrei, ein Kuss, verzweifelter Blick in den Kleiderschrank, Friseur.

So war das damals vor ... vor ... Zeit, du gefräßiges Ungeheuer, wie lange ist das her? Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre etwa würde ich schätzen.

Rosalind, die es auch nicht gewohnt war, Luxusrestaurants zu besuchen, machte ihre Sache gut. Frauen haben ja dafür ein angeborenes Talent. Anmutig schritt sie hinter dem Oberkellner her, setzte sich auf den zurechtgerückten Stuhl – damals sah das hier ein bisschen anders aus, ein

paar Mal haben sie natürlich inzwischen umgebaut und umdekoriert, aber ein sehr vornehmes Lokal war es immer –, sie sah sich mit glänzenden Augen um, strich eine dunkle Locke zurecht und vertiefte sich in die Speisekarte. Das tat ich auch, und zwar tat ich es zunächst auf der rechten Seite. Gott steh mir bei! Ich überzählte im Geist nochmals meine Barschaft, aber dann dachte ich: Sei's drum! Einmal ist keinmal. Und wenn ich alles ausgabe bis zum letzten Pfennig. So schlimm war's dann gar nicht. Gemessen an heutigen Preisen – du lieber Himmel!

Wir suchten beide nicht das Teuerste aus, weder Austern noch Hummer, wir hätten gar nicht gewusst, wie man damit umgehen soll. Aber ich weiß noch, dass es uns großartig geschmeckt hat und dass wir beide hochbefriedigt waren. Der Unterschied zwischen uns beiden bestand darin, dass ich ohne Luxuslokale leben konnte. Rosalind nicht. Aber davon später.

Ob sie wohl noch daran denkt?

Ich schaue sie an, und sie gefällt mir immer noch. Es liegen eine ganze Reihe von Jahren zwischen jenem und dem heutigen Abendessen, und Rosalind ist nun immerhin auch schon – o nein, Schweigen. Einer Frau soll man ihr Alter nie nachrechnen, das ist die unfeinste aller unfeinen Taten, außerdem, und das ist die reine Wahrheit, sieht sie wundervoll aus. Ihr Make-up ist vollendet, das Haar hat einen leichten Kupferschimmer jetzt, was ihr gut steht, das Kleid, das sie trägt, ist weit und breit das eleganteste. An ihrer Hand blitzt es, an ihrem Hals auch, und es blitzt echt. Zwölf Austern verspeist sie jetzt im Handumdrehen, und nun ... nun treffen sich unsere Blicke.

Was denkt sie? Ähnliches wie ich? Oder denkt sie gar nicht mehr daran?

Ein kleines Lächeln in ihrem Mundwinkel, sie lässt den Blick über die Tischrunde gleiten, lächelt etwas ausdrucksvoller meinem Verleger zu, er hebt sein Glas, sie nimmt das ihre, sie trinken beide. Ich weiß, dass er eine Schwäche für sie hat, aber welcher Mann wäre ihr gegenüber je gleichgültig geblieben?

Jetzt sieht sie mich wieder an.

»Ein schnieker Laden, Sebastian hat recht. Ist immer noch hübsch hier«, sagt sie. »Weißt du noch, wie wir das erste Mal hier waren?«

Sie erinnert sich also doch. Das freut mich, das freut mich unheimlich. (Unheimlich ist ein Lieblingswort von Florian.)

Sie erzählt der Tischrunde von unserem ersten Ausflug in die Welt der feinen Leute, sie tut das sehr hübsch, mit kleinen Pointen, mit etwas Ironie, und berichtet auch noch, dass ich ihr im Verlauf des Abends drei Rosen kaufte, als die Blumenfrau durch das Lokal kam. Sieh mal an, das hätte ich gar nicht mehr gewusst.

»Drei Rosen«, staune ich. »Ich muss mir vorgekommen sein wie Gunter Sachs.«

Meine Söhne gackern, und ich sehe, wie Muni lächelt. Ein wenig wehmütig, aber nicht ohne Stolz. Sie ist mit dem Ablauf meines Lebens, so wie es sich in den letzten Jahren entwickelt hat, ganz zufrieden.

»Lümmel dich nicht so«, sagt sie dann streng über den Tisch hinweg zu ihrem Enkelsohn Florian.

Worauf das blaue Samtjackett sich ordentlich hinsetzt und die Ellbogen vom Tisch nimmt.

O nein, auch als Oma ist Muni kein sanftes Lämmchen. Die Buben kriegen nichts anderes zu hören, als ich zu meiner Zeit zu hören bekam. Und bei gegebenem Anlass auch heute noch zu hören bekomme.

Auch über Munis Alter wollen wir nicht reden, auch sie ist eine Frau. Sie ist gesund, Gott sei gedankt, bisschen Arthritis im Knie, bisschen schwerhörig, was sie ärgert und was sie kaschiert, so gut es geht.

»Nuschel nicht«, sagt sie zu mir, wenn sie mich nicht verstanden hat, und ich habe mir in den letzten Jahren zu meinem sowieso sonoren Bariton noch eine erstklassige Artikulation angewöhnt.

Ihre Augen sind klar, ihr Haar ist weiß, sie färbt es nicht, aber sie war heute beim Friseur und sieht ausgesprochen wohlsituiert aus in ihrem hellgrauen Seidenkleid, das um den Hals eine feudale Perlenstickerei aufweist.

Um nun endlich die Tischrunde vollständig vorzustellen und auch den Anlass dieser festlichen Zusammenkunft zu verkünden, fahre ich fort und berichte ...

Doch da unterbricht mich mein Verleger.

»Mein lieber Freund«, sagt er, damit meint er mich, woraus jeder entnehmen kann, dass ich kein ganz erfolgloser Schriftsteller bin, »mein lieber Freund, ich finde es so schön, dass wir die ganze Familie hier versammelt haben, um ein bisschen zu feiern. So ein reizendes Familienleben haben nicht alle meine Autoren aufzuweisen.«

Ich muss grinsen.

»Was ein Glück für dich ist«, sage ich. »Das wäre ein teurer Spaß, wenn jeder Autor so viel Familie auf die Beine brächte.«

Denn natürlich muss der Verleger das alles bezahlen. Das ist so der Brauch, wenn Verleger mit Autoren essen gehen, das gehört zu ihrem Geschäft.

Seine Frau, die rechts von mir sitzt, lacht.

»Da ist was dran«, sagt sie.

Ich warte eine Weile ab, ob der Verleger eine Rede halten will, ist aber nicht der Fall, war nur eine Bemerkung. Rede kommt später. Ich werde auch eine halten. Nach dem Dessert. Vor dem Dessert. Mal sehen.

Aber um noch mal darauf zurückzukommen, was wir hier feiern mit Kind und Kegel, Frauen, Mutter und sonstigem Zubehör, ist Folgendes ...

Nein, so geht es nicht.

Ich bin kein richtig moderner Autor und bin es gewohnt, eine Geschichte von vorn zu beginnen. Nicht ganz von vorn, nicht direkt bei meiner Geburt, keine Bange. Aber gehen wir ein paar Jahre zurück, fünfzehn, siebzehn Jahre etwa? Ja?

Das war ein Tag im Mai. Hier in München. Eine schöne Zeit war das. In Bonn regierte noch der Adenauer, das Wirtschaftswunder stand in voller Blüte, es gab nicht so viel Fernsehen, dafür aber noch hübsche Filme, die Röcke der Damen waren nicht zu kurz und nicht zu lang, so gerade richtig, wie ich es gern habe, die jungen Leute hatten keine langen Haare und machten keine Demonstrationen, richtig unzufrieden war eigentlich niemand, denn sooo lange lag der Krieg auch nicht zurück, dass man nicht gewusst hätte, wie mies das Leben sein kann, wenn es wirklich mies ist, es gab keine Terroristen, keiner wurde entführt, Banken nur von echten Bankräubern sehr selten beraubt, Menschenleben wurden irgendwie wichtig genommen, Leute einfach niederschlagen, niederschießen, kaputt machen war absolut nicht Mode, und wenn es mal vorkam, wurde es bestraft, Rauschgift kam nur in Kriminalfilmen vor, aus den Illustrierten sprangen einem noch nicht die nackten Busen und Popos mitten ins Gesicht, was ein Grund war, sich privat mehr für einen hübschen Busen und einen runden Popo zu interessieren, es gab keinen Wohlstandsekel, keine Untergangsstimmung, keinen Leistungszwang, es gab eben gerade so viel Neid, Bösartigkeit und Gehässigkeit, wie sie Menschen zu allen Zeiten füreinander empfinden, aber es hielt sich in normalen Maßen – kurz und gut, es war so eine richtig gute alte Zeit. Auch wenn es gar nicht lange her ist. Die paar Jahre, die vergangen sind, kaum der Rede wert. Man könnte meinen, ein Jahrhundert liege dazwischen, aber es ist nur reichlich ein Jahrzehnt. Ein und ein halbes genau. Was für eine rundherum glückliche Zeit war es für dieses Land und für dieses Volk!

Allerdings für mich war gerade dieser Tag im Mai kein glücklicher Tag.

Geliebte Rosalind

Rosalind sah wie immer bezaubernd aus. Sie trug ein schwarz-weißes Kleid, sehr elegant und seriös, dem ernstesten Vorgang angepasst, dazu ein winziges weißes Strohhütchen und an den

schlanken Beinen hochhackige Pumps. Ich brauchte sie gar nicht anzusehen, als sie neben mir den langen Gang entlangging, ich wusste, wie schön sie war. Ob ich jemals aufhören würde, sie zu bewundern? Jemals aufhören konnte, sie zu lieben? Vermutlich nicht. Und die Tatsache, dass wir vor einer Viertelstunde geschieden worden waren, schien nichts daran zu ändern. Mir war ziemlich benommen zumute.

Ich hatte Angst gehabt vor diesem Tag. Alles würde zu Ende sein mit dem Tag, mit der Stunde, da Rosalind endgültig von mir getrennt sein würde. So hatte ich gedacht. Nun war es passiert, und ich lebte immer noch und bewegte mich ganz gelassen neben der Frau, die vierzehn Jahre lang meine Frau gewesen war, auf den Ausgang des Justizpalastes zu. Offenbar ging das Leben also weiter. Ich konnte mir nur noch nicht vorstellen, wie. Ganz demnächst würde ich einmal darüber nachdenken müssen.

Übrigens war Rosalind auch sehr ernst. Sie blickte ein wenig abwesend vor sich hin, und als ich sie mit einem vorsichtigen Seitenblick streifte, bildete ich mir sogar ein, eine Träne in ihrem Augenwinkel zu sehen. Vielleicht täuschte ich mich aber.

Es war alles ganz schnell und reibungslos gegangen, Rosalind hatte einen tüchtigen Anwalt, und ich hatte alle Schuld auf mich genommen. Lix, unsere Tochter Angelika, war natürlich Rosalind zugesprochen worden.

Schuld? Hatte ich Schuld auf mich geladen? Vielleicht! Sicher sogar, wenn auch nicht im herkömmlichen Sinn. Ich hatte Rosalind nie betrogen. Nie, nie, und ich hätte es auch nach dreißigjähriger Ehe nicht getan. Wie kann man sich für andere Frauen interessieren, solange Rosalind in der Nähe ist. Ein ganzes Heer von Schönheitsköniginnen wäre machtlos dagegen. Rosalind konnte einen Mann beschäftigen bis zum letzten Atemzug.

Das würde Konrad schon noch entdecken.

Konrad war der Mann, den Rosalind nach einer schicklichen Pause heiraten würde.

Konrad Killinger, Chef von Killinger AG, dreiundfünfzig Jahre alt und – nach Rosalinds Schilderung – groß und stattlich, mit einem interessant geschnittenen, männlich schönen Gesicht, breiten Schultern, erstklassigen Maßanzügen, einem Mercedes 300 und einer Villa in Harlaching. Mit einem Wort, das reine Gegenteil von mir.

Vielleicht wäre das der richtige Moment, mich vorzustellen, dann habe ich es hinter mir. Wie gesagt, kein Vergleich mit Konrad. Ich bin fast vierzig Jahre alt, nur mittelgroß, sehr schlank, und, das möchte ich denn doch betonen, ein guter Schwimmer, ein ordentlicher Reiter, ein standfester Skiläufer und ein ausdauernder Radfahrer. Jawohl! Mein Gesicht ist ganz durchschnittlich, von Beruf bin ich Schriftsteller. Nicht sehr erfolgreich. Und außerdem heiße ich Adolf. O nein, nicht deswegen. Als ich geboren wurde, war es noch nicht peinlich, Adolf

zu heißen, und mein Taufpate hieß nun eben mal so. Adolf Schmitt, so lautet mein voller Name. Ist es möglich, dass jemand Karriere macht, der Adolf Schmitt heißt? Wohl kaum.

Rosalind nannte mich immer Dodo. 1946, als wir uns kennenlernten, konnte man einfach nicht Adolf heißen. An Dodo habe ich mich auch nie recht gewöhnen können. Es kam mir so kindisch vor. Als sie mir verkündete, dass sie diesen Menschen, diesen Killinger, heiraten würde, dachte ich schadenfroh: Ob sie ihn wohl Coco nennen wird? Aber auf die Idee kommt bei diesem Mann wohl keiner, nicht einmal Rosalind.

Als wir durch die Tür des Justizpalastes ins Freie traten, schob Rosalind ihren Arm unter meinen. Sie lächelte mich an, gar nicht mehr traurig.

»Nun?«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte ich ein bisschen dämlich, »das wär's denn.«

»Das wär's denn«, wiederholte Rosalind in sachlichem Ton. »Immer gut, wenn man so was hinter sich hat. Geschichten mit Behörden regen mich immer auf. Aber der Richter war sehr nett, nicht?«

»Sehr.«

»Mir ist etwas flau im Magen«, fuhr sie fort. »Damals war das auch so, als wir heirateten.«

»Nein, wirklich?«, staunte ich. »Davon habe ich nichts gemerkt.«

»Du merkst nie etwas.« Sie blickte einen kleinen Moment nachdenklich in den seidenblauen Himmel hinauf, der sich selig und unberührt über dem Stachus wölbte, als blicke er nicht auf eine wild bewegte, laute Großstadt mittags um zwölf Uhr, sondern auf die weltferne Lichtung vor dem Waldhaus.

»Ein wunderbarer Tag«, meinte Rosalind. »Ist das nun eigentlich das richtige Wetter, um sich scheiden zu lassen?«

»Offenbar doch«, sagte ich und blickte schnell zum Himmel. Ganz fern, ganz hoch zog ein winziges, silbernes Insekt eine weiße Spur in die blaue Seide. Ein Düsenflugzeug. Wir lebten also wirklich im zwanzigsten Jahrhundert. Manchmal vergaß ich das.

»Als wir heirateten«, hing Rosalind weiter ihren Erinnerungen nach, »war mir auch ein bisschen komisch. Und ich hatte Hunger.«

»Kein Wunder damals. Da hatten wir immer Hunger.« Rosalind warf mir unter hochgezogenen Brauen einen kurzen Blick zu.

»Du bist ein Trottel, Dodo«, sagte sie freundlich. »Nicht so einen Hunger. Sondern Hunger aus seelischer Erregung. Das ist etwas anderes.«

Ich zog meinen Arm aus dem ihren, wendete mich ihr voll zu und fragte erstaunt: »Du willst doch nicht etwa behaupten, dass es dich seelisch erregt hat, mich zu heiraten?«

»Doch. Es hat. Und das heute auch.«

Ich betrachtete sie versunken.

»Du bist so schön, Rosalind. Du könntest nicht so schön sein, wenn dich jemals irgendetwas seelisch erregt hätte.«

»Ich sagte ja, dass du ein Trottel bist. Du wirst es nie fertigbringen, eine Frau zu verstehen.«

Ich schwieg beeindruckt. Da war was dran. Und dann, in einem späten Anfall von Eifersucht, stellte ich die törichte Frage: »Glaubst du, dass er es kann? Eine Frau verstehen?«

»Wer?«

»Na, der ... dieser Konrad, den du da heiraten willst.«

»Nein. Der noch weniger als du. Er ist schließlich auch nur ein Mann. Und ein Erfolgsmann dazu, da erwartet man das sowieso nicht. Dafür hat er anderes zu bieten.«

»Aha.« Darauf ließ sich nichts weiter sagen. Aber eine Frage konnte ich mir nun doch nicht verkneifen. »Und du liebst ihn trotzdem?«

»Sicher«, erwiderte Rosalind ruhig. »Aber wir wollen jetzt nicht von ihm reden. Mit ihm kann ich mich noch lange genug beschäftigen. Heute bist du dran.«

»Vielen Dank«, murmelte ich.

»Damals«, sagte Rosalind versonnen, »bekamen wir bei Muni eine Kartoffelsuppe als Hochzeitsmahl.«

Ich erinnerte mich. Es war eine erstklassige Kartoffelsuppe gewesen. Aus richtigen Kartoffeln gemacht, mit Gelben Rüben drin, und obenauf schwammen ein paar Speckbrocken. Muni hatte schweigend und lächelnd zugesehen, als ich die Speckbrocken von meinem Teller in Rosalinds bugsierte. Muni ist meine Mutter, und natürlich war der Speck zunächst bei mir gelandet.

»Heute«, fuhr Rosalind fort, »habe ich einen Tisch im Königshof bestellt.«

Irgendwie glaubte ich, ich müsse Munis Kartoffelsuppe verteidigen. »Es war eine sehr gute Suppe.«

»Eine erstklassige Suppe«, gab Rosalind bereitwillig zu. »So, wie sie nur Muni zustande bringt. Aber alles hat seine Zeit. Wenn man jung und verliebt ist, kann man auch mit einer Kartoffelsuppe glücklich heiraten. Ein Scheidungsmahl sollte etwas festlicher sein. Ich werde uns ein Menü zusammenstellen, du darfst gar nicht in die Speisekarte gucken.«

»Wenn schon«, sagte ich, »dann möchte ich Spargel haben.«